

Zufall und Glück in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern

Anelia Kasabova und Nikola Langreiter

Die wissenschaftliche Welterkenntnis mag den Zufall nicht. Der Alltagsverstand mag ihn auch nicht. Er leidet an der Überraschung des Zufalls, der die Planung irritiert, kompliziert oder gar konterkariert. Wenn die Folgen einer Situation nicht eindeutig sind, droht der Verlust der Orientierung, droht die Unmöglichkeit sinnvoller Planung. (Coy 1999, 34)

Glück und Zufall scheinen auf den ersten Blick mit Wissenschaft wenig zu tun zu haben –sollen mit Wissenschaft wenig zu tun haben. Wenn unter Zufall etwa „das Eintreten unvorhergesehener und unbeabsichtigter Ereignisse, das Eintreten von Ereignissen, für die keine Ursache und keine Gesetzmäßigkeit erkennbar ist“ (Lexikon der Philosophie 2003) verstanden wird, widerspricht er der klassischen Konzeption von Wissenschaft als Erkenntnismodus, der vorrangig von Ordnung, Klassifikation, Methodik und Organisation geprägt ist (Daston 2001a).¹ Als analytische Kategorie ist der Zufall ein (kultur-)wissenschaftliches Unding; Kulturen sind nicht als zufallsbedingte Prozesse und Zufallsprodukte aufzufassen. Im Editorial einer Ausgabe der Zeitschrift „Gegenworte“ zum Schwerpunkt „Lebensläufe – Laufbahnen“ schrieb Dieter Simon, dass im Wissenschaftler-CV Zufälle oder glückliche Fügungen zum Plan werden: Im akademischen Leben gibt es immer wieder Situationen, in denen es um ein „gutes Curriculum“ geht (2004, 2), um eine Biografie, die im Einklang mit den wohlgefälligen Bildern von Wissenschaft(lichkeit) steht.²

Dennoch taucht der Zufall, genauso wie Glück im Sinn von ‚Glück gehabt‘, in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern häufig auf. So ist überraschend, dass noch kaum in den Blick geraten ist, welche Vorstellungen hier kursieren und kommuniziert werden.³ Über die Frage wann, wo und

1 Diese Konzeption, die – ungeachtet der sehr aktiven jüngeren Wissenschaftsforschung – noch immer gängig ist (z.T. auch innerhalb der Wissenschaften selbst), nimmt Wissenschaft nicht als „soziale Veranstaltung“ wahr, bezieht nicht ein, dass auch soziale Zusammenhänge Erkenntnis formen (Felt/Nowotny/Taschwer 1995, 114 ff.).

2 Martin Kohli schreibt Wissenschaftler-Autobiografien zu, „ein Modell richtigen Lebens bzw. Produzieren“ zu sein – für die Kollegen- und Leserschaft (1981, 437). V.a. die Erfolgreichen bedienen sich ja dieses Genres.

3 Martin Schmeiser nennt in der Einleitung seiner Studie über die Professionalisierung deutscher Universitätsprofessoren (1870-1920) zwar die Kategorien „Glück“ und „Zufall“, geht ihnen aber in der weiteren Analyse nicht dezidiert nach (1994, 19).

warum kulturwissenschaftlich Arbeitende mit Zufall – respektive Glück (oder Pech) – operieren, zielen wir auf ihr Selbstverständnis und auf Strukturelemente der von ihnen gelebten Wissenschaftspraxis. Diese Analyse basiert auf biografischen Interviews mit Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und Bulgarien.⁴

Interessant ist für uns also, wo Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich oder etwas dem Zufall überlassen, wo sie den Zufall bannen und verneinen und darüber hinaus wie die Komponenten Glück und Zufall als gestalterische Elemente in der Präsentation des Selbst eingesetzt werden. Wir versuchen uns dabei im experimentellen Vergleich zwischen Gesagtem und Nichtsagbarem. Ausgehend von einem handlungstheoretischen Ansatz betrachten wir biografische Selbstdarstellungen als Konstruktionen und vermeiden damit die unangemessene Frage nach (objektiver), Wahrheit'. Zentral sind die Konstruktionsprinzipien des Dargestellten – sie geben Aufschluss über individuelle Welt- und Selbstsicht, Handlungsorientierungen und (objektivierbare) Handlungsbedingungen der Interviewpartnerinnen und -partner (Dausien 2004, 34). Eine Kulturwissenschaft der Kulturwissenschaften müsste die Bedingungen von Handeln in ihren kognitiven und institutionellen Elementen analysieren und die „belanglosesten Praktiken der mondänen Welt“ mit einschließen (Müller 2004, 418): Das heißt, inhaltliche, methodische oder theoretische Präferenzen ebenso wie Regeln, Hierarchien, Rekrutierungsmechanismen usw. als soziale und kulturelle Praxis erfassen und ergründen.

Wir gehen davon aus, dass Biografien nicht beliebig sind, sondern ein konkretes Ensemble von Bedeutsamkeiten und Erfahrungen repräsentieren. So wirken ein bestimmter Druck und bestimmte Möglichkeiten zum Beispiel auf in eine Berufsstruktur Eingebundene (etwa Historikerinnen) und bringen wiederum ‚Typen‘ von Einstellung hervor und provozieren – tendenziell – spezifischen Umgang und gewisse Reaktionen.⁵ Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterscheiden sich darin nicht von anderen gesellschaftlichen Gruppen. Biografien oszillieren zwischen autonomer Lebensführung und heteronomer Standardisierung (Nassehi 1994, 47). Kultur- und sozialwissenschaftlich Trainierte gehen beim biografischen Erzählen von einem reflek-

4 Die für diesen Beitrag bearbeiteten Quellen stammen aus dem Forschungsprojekt „Reflexive Historische Anthropologie“ (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich, 2000-2003). Im Sinne einer Kulturwissenschaft der Kulturwissenschaften versuchten wir – zusammen mit dem Historiker Gert Dressel –, kulturwissenschaftliche Praxis zu objektivieren. Da wir davon ausgegangen sind, dass die Geschlechts- und Generationszugehörigkeit sowie die soziale und disziplinäre Herkunft der Akteurinnen und Akteure von Bedeutung für die Wissenschaftspraxis sind, haben wir insgesamt 25 Männer und Frauen interviewt, die verschiedenen Alterskohorten angehörten, unterschiedlicher sozialer Herkunft waren und verschiedene Fächer (Erziehungswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Romanistik, Soziologie und Europäischen Ethnologie/Volkskunde) repräsentierten. In Anbetracht des anhaltenden Booms an Autobiografien von Kultur- und Sozialwissenschaftlern beiderlei Geschlechts (im deutschsprachigen Raum) haben wir im Projekt auch solche Selbstzeugnisse einbezogen. Diese Materialien wurden mit anderen Quellengattungen – neben journalistischen Texten und Interviews auch Belletristik, Songtexte, Abbildungen, Karikaturen etc. – kontextualisiert.

5 „Die Individuen sind Wirkung des Feldes, das aber wiederum ebenso durch seine Mitglieder bestimmt wird. Die Akteure konstruieren im Handeln das Feld immer neu, gleichzeitig wird ihr Handeln jedoch von einer sozial vorstrukturierten Praxis bestimmt. Obgleich das Feld nach bestimmten Prinzipien strukturiert ist, kann es unterschiedliche Formen geben, darin zu handeln oder zu agieren. Um im Feld aufzugehen, müssen die Akteure jedoch über Haltungen verfügen, die darin aufgehen, Haltungen, die tagtäglich neu einstudiert werden, durch die Arbeit“ (Beaufays 2003, 58 nach Pierre Bourdieus Konzept des „wissenschaftlichen Feldes“).

tierten interaktionistischen Konzept aus, demzufolge Identität als Prozess des Austarierens zwischen Individuellem und Sozialem gesehen wird, als etwas, das durch Zuschreibungen und Praktiken entsteht. Ältere Interviewees, die in Deutschland oder Österreich Professuren erlangt haben, betonen etwa durchweg die strukturellen Parameter der 1960er und 1970er Jahre: die Transformationsprozesse in der Bildungspolitik, die eine Demokratisierung in den höheren Schulen und Universitäten brachten; die „Bildungsexplosion“, die zur sozialen und kulturellen Heterogenisierung der Hochschulen führte. Mit der Reflexion über das Zusammentreffen von strukturellen und biografischen Umständen wird die Bedeutung von ‚Erfahrung‘ hervorgehoben. Vor- und außerwissenschaftliche, soziale, kulturelle und politische Erlebnisse gelten den Interviewten als konstitutiv für ihr jeweiliges wissenschaftliches Selbstverständnis, für das Entwickeln und Anwenden von Theorien, das Bearbeiten von bestimmten Themen und Fragen.

Hinsichtlich des Sprechens bzw. Nichtsprechens über Zufall und Glück sind uns in den Interviews bestimmte Momente und Muster aufgefallen, die wir im Folgenden darstellen.

Der zufällige Beginn

Der Moment des Einstiegs in die Wissenschaft spielt in diesen lebensgeschichtlichen Erzählungen eine große Rolle und wird meist ausführlich dargelegt. Da taucht der Zufall (als das, was einem zufällt) oftmals auf. Er kann – das ist eine alltägliche Erzählstrategie – als Motiv am Anfang einer Geschichte die Aufmerksamkeit der Adressierten wecken. So beginnt ein bulgarischer Kulturwissenschaftler:

Mein Eintritt ins Institut ist im Wesentlichen zufällig gewesen. Ich denke, zu jener Zeit war das Einsteigen in diese Wissenschaft für die meisten zufällig, denn damals gab es keinen Lehrstuhl für [Bezeichnung des Fachs] an der Universität. [Bezeichnung des Fachs] wurde nicht speziell gelehrt.⁶

Zum einen kontextualisiert der Wissenschaftler und bringt seinen Einstieg in den Betrieb mit dem spezifischen historischen Hintergrund zusammen; zugleich gibt er sich bescheiden, stellt sich als nichts Besonderes dar. Sein Anfang fiel in die frühen 1960er Jahre, und es erging ihm in dieser Zeit genauso wie vielen anderen. Anders klingt der selbe Sachverhalt gegen Ende des Gesprächs: Nun wird die bewusste Studienwahl betont und das frühe und ausgeprägte Interesse am Fach. Er schließt mit einer biografischen Herleitung seines beruflichen Weges. Dem Erzähler fällt seine Umwertung auf – und er nimmt darauf Bezug:

Wenn ich an die [Bezeichnung des Fachs] denke - ich geriet nicht so ganz zufällig ans Institut. Das war ein bisschen übertrieben, was ich am Anfang sagte. Denn falls es mir irgendwo nicht gefällt, so gehe ich nicht dorthin. Ich beschloss - - - irgendwie fühlte ich es in meinem Inneren, dass gerade diese Wis-

6 Wir zitieren die Interviewausschnitte in literarischer Umschrift, d.h. nahe der gesprochenen Sprache, aber in leicht lesbarer Form. GROSSSCHREIBUNG bedeutet betont bzw. laut, (Wörter in Klammern) sehr leise, [...] bezeichnet Auslassungen unsererseits, in eckige Klammern gesetzt wurden Erklärungen oder Ergänzungen, z.B. nonverbaler Äußerungen oder [Lachen]. - - - bezeichnen Gesprächspausen.

senschaft mir am nächsten steht, mir als einem Dorfjungen, einem, der im Dorf aufgewachsen ist.

Aufgrund seiner Vorliebe für die Fächer Deutsch und Philosophie im Gymnasium wollte einer der Interviewees ursprünglich Journalist werden. Ein wohlmeinender Lehrer riet ihm von diesem „Ellenbogenberuf“ ab, und der Maturant entschied sich zum Studium. Er inskribierte sozusagen ‚Vermischtes‘, ein Bündel an Fächern, aus dem sich – aus pragmatischen Gründen, aber dennoch gewissermaßen zufällig – sein Spezialgebiet herauskristallisierte:

Dann habe ich zunächst Germanistik, Philosophie und Englisch gemacht. Und das dann noch erweitert um Niederländisch und [heutiges Fachgebiet], reiner Zufall. Und die Erziehungswissenschaft, um dem Ganzen ein Gerüst zu geben. Um einen Abschluss zu erhalten, hatte ich mir gesagt: ‚Gut, also Staatsexamen, macht man.‘ Dann sucht man sich die Fächer aus, die man dann überhaupt noch studieren kann. Und [heutiges Fachgebiet] gehört dazu. Ich bin in dieses Fach wirklich insofern zufällig hinein geraten.

Ein als zufällig beschriebener Einstieg in die Branche oder in eine spezielle Disziplin schließt nicht aus, parallel dazu die selbständige und bewusste Entscheidung, die Berufswahl hervorzuheben: etwa gegen den mainstream und gegen zeitgenössische Trends, auch gegen alle Erwartungen und – sehr oft – aus intrinsischen Motiven, vor allem auf Ideale gerichtet.⁷

In der scientific community gehört es sich nicht zu verbalisieren, dass man außer inhaltlich-intellektuellen auch profanere Ziele verfolgt – materielle Absicherung, eine bestimmte Position in der institutionellen Hierarchie, Ansehen unter den peers oder womöglich Bekanntheit bei einem breiteren Publikum. Eine erfolgreiche Karriere angestrebt zu haben, durch Suche nach adäquaten Arbeitsplätzen, in Konkurrenz zu anderen, durch geographische und inhaltliche Beweglichkeit usw. (Giegel 1995, 215 ff., 222) ist ein Tabu. Viel lieber folgte man der Berufung, einer inneren Berufung in dem Fall. Das ist aus sämtlichen der im Projekt durchgeführten Interviews zu schließen ebenso wie aus den einbezogenen Autobiografien. Materielle und aufstiegsbezogene Aspekte werden tendenziell von jenen angesprochen, die erst sehr spät in stabile Arbeitsverhältnisse bzw. in Institutionen eingetreten sind oder mit einer formalen Wissenschaftskarriere – wie sie noch immer dem landläufigen Bild entspricht, obwohl sich die Realitäten längst geändert haben – gescheitert sind.

Pierre Bourdieu beispielsweise brauchte sich für seine Karriere im Wissenschaftsbetrieb nicht zu schämen, wie die befremdend hagiographische Darstellung von Franz Schultheis und Michael Vester suggeriert. Wie es sich gehört, erkor ihn quasi der Zufall zum „Spielmacher“. Dem ‚richtigen‘ Wissenschaftler geht es um Erkenntnis, um wissenschaftliche Innovation und Vermittlung: „So eigensinnig Bourdieu ins aka-

⁷ Typisch z.B. auch die Schilderung eines bulgarischen Geisteswissenschaftlers in seiner Autobiografie: „In der 11. Klasse [Abschlussklasse] las ich in der Zeitung ‚Volksjugend‘ eine Reportage über einen Geschichtestudenten. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass ein Geschichtsstudium auch möglich ist, und gerade dieses Fach schien mir am interessantesten. Die Lehrer wunderten sich: Ein ausgezeichnete Schüler, den man überall aufnehmen würde, möchte Geschichte studieren. Auch damals war der Lehrerberuf kein prestigeträchtiger, modern waren die Ingenieurfächer.“

demische Spiel eingetreten war, so unglaublich, wenn nicht gar ‚unverschämt‘ mutet seine Karriere an, die ihn metaphorisch gesprochen von der hinteren Ersatzbank zum Spielmacher avancieren ließ.“ (Schultheis/Vester 2002, 47) Auf das eigensinnige Betreten des ‚Spiel‘-Feldes werden wohl weitere eigenständige Handlungen Bourdieus gefolgt sein. Aber während man auf inhaltlicher Ebene mit individuellen und enormen Leistungen reüssiert, wird nicht besprochen, dass auch organisatorisch-strategische⁸ Umstände geschickt genutzt und verknüpft sein wollen. Die sozialen Bedingungen (Ausstattung mit materiellen Ressourcen, Unterstützung durch peers und Mentorinnen/Mentoren, Netzwerke, Moden etc.), die Leistungen erst ermöglichen, werden übersehen (Beaufays 2003, 245). Als Gegenpol zum Inhaltlichen, das zielstrebig verfolgt und mit großem Kraftaufwand erarbeitet wird, wird Strukturellem etwas Zufälliges zugeschrieben. (Auto-)Biografen belassen es hier gerne bei Andeutungen und weichen ins Metaphorische aus.⁹

Vermittels Zufall ist quasi Nicht-Erzählbares im Gespräch doch zu transportieren. Auch als Transmitter für etwas völlig Neues macht sich der Zufall gut. Er produziert hier Unordnung, aus der erzählend wieder Ordnung geschaffen werden kann.¹⁰ Der Zufall taugt für plötzliche Wendungen, für die neue Richtung, den anderen Weg – ob als Verpackung für einen fulminanten Aufstieg oder für den x-ten Studienrichtungswechsel. Ein deutscher Professor mit ‚geradliniger‘ Universitätskarriere beschreibt etwa einen Ortswechsel, der einen beruflichen Aufstieg brachte so:

Also, es ist so, man kann sich ja im Wissenschaftsleben eigentlich Wünsche irgendwie kaum erfüllen. Aber das stimmt tatsächlich, dass ich so Mitte der achtziger Jahre, ’86, ’87 mal so ein bisschen nachgedacht habe, - - was ich machen könnte, was ich mir wünschen würde. Und dann waren mir zwei Bilder, die waren aber völlig unkonkret, im Kopf: Das eine, dann doch sozusagen langfristig in [Name der Stadt] zu bleiben. Was mir erstrebenswert und bedrückend zugleich erschien. Das andere Bild war [Name einer anderen Stadt]. Also ich wollte die Extreme haben. Das ist dann so geworden; das hängt wirklich mit unglaublich vielen Zufällen zusammen. Aber lustig ist, ich habe das gedacht, bevor es überhaupt eine auch nur theoretische Möglichkeit gab.

Im universitären Alltag scheint manches – rein theoretisch – Ersonnene wie von selbst und zufällig in Erfüllung zu gehen und weniger aus konkreter Planung, zielstrebigem Handlungen oder Entscheidungen zu resultieren. Nachdem der Kulturwissenschaftler im obigen Zitat schildert, erst „ein bisschen“ fantasiert und dabei nur zwei Bilder hervorgebracht zu haben, die nicht klar konkurrierten, gebraucht er einen Satz später

8 Pierre Bourdieu selbst sagt über Strategie: „Es stimmt, daß sich das meiste menschliche Verhalten innerhalb von Spiel-Räumen abspielt; sein Prinzip allerdings ist nicht die von der Spieltheorie postulierte strategische Intention. Anders gesagt, die sozialen Akteure haben ‚Strategien‘, deren Prinzip nur ganz selten echte strategische Intention ist.“ (1998,146)

9 Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von „scientific hagiography“ (1975, 19).

10 Paul Ricoeur nach Aristoteles: „Die Peripetie ist ein unerwarteter Umschlag des Geschicks oder des Missgeschicks, der in der Geschichte eine entscheidende Wende hervorbringt.“ (1986, 18) Auf bekannten Ereigniskonfigurationen basierende Erwartungen werden enttäuscht; die bisherige Ordnung ist bedroht und Unordnung entsteht, aus der wiederum Ordnung hergestellt werden kann: „der Peripetie-Zufall verkörpert sich in der Kunst zu verknüpfen und zu entwirren.“ (Ricoeur 1986, 19)

die Vokabel „wollen“. Der daraufhin möglicherweise entstehende Eindruck einer doch aktiven Karriereplanung, wird mithilfe des Motivs Zufall sofort wieder abgeschwächt. Den Zufall wiederum bündigt der Erzähler schließlich, verknüpft ihn mit individueller Leistung und wendet ihn geradezu zum Plan. Denn er hatte Visionen, entwickelte mit Weitblick Vorstellungen über Künftiges, bevor noch ein Rahmen zur Realisierung absehbar war.

Die Schilderung einer bulgarischen Akademikerin ihres frühen Einstiegs in wissenschaftliches Arbeiten (mit knapp über 25 Jahren) bedient sich zwar auch des Zufalls als Erklärungsmuster – hier in Form von ‚Glück gehabt‘ – und rekurriert auf die eigene erbrachte Leistung, den persönlichen Einsatz für das Akademische, aber sie spart die Ebene der Sozialkontakte nicht aus. Vielmehr bespricht die Wissenschaftlerin deutlich und ausführlich, dass persönliche Beziehung für sie wichtig und unterstützend war, dass eine Mentorin sich für sie verwendet hat.

Aber wieder hatte ich Glück: Eines Tages konnte ich am Morgen nicht rechtzeitig zur Arbeit gehen, deshalb wollte ich nach dem Ende der Arbeitszeit bleiben, um das Versäumte nachzuholen. Das beeindruckte [Name einer Vorgesetzten] zutiefst. [...] Am nächsten Tag kam sie zu mir, wir wechselten ein paar Worte, offensichtlich gefiel ich ihr, und sie beschloss, mir eine qualifiziertere Arbeit zu überlassen – statt Zeitungsberichte abzuschreiben, sie zu annotieren [lacht]. [...] Und so stieg ich in der wissenschaftlichen Arbeit eine Stufe höher.

Am Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn wurden in diesem Fall Fleiß und Gewissenhaftigkeit glücklicherweise – zufällig? – von einer Vorgesetzten bemerkt und anerkannt. Auf persönliches Kennenlernen folgte Betrauen mit verantwortungsvollen Zuarbeiten, dann erhielt die Studentin Unterstützung bei einer schwierigen wissenschaftlichen Arbeit, ihre Mentorin verschafft ihr Zugang zu einem Archiv – ein Privileg, das die junge Frau zu schätzen und zu nutzen wusste. Schließlich wurde sie, obwohl noch in Ausbildung, als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt. Die Wissenschaftlerin erinnerte sich nicht nur an die positiven Effekte persönlicher Interaktion mit einer etablierteren Kollegin, sondern auch daran, wie stolz sie sich fühlte und wie groß die Aufregung immer wieder war.¹¹ Manchmal bleibt hingegen unbesprechbar, dass Wissenschaft eine durch und durch soziale Angelegenheit und daher von persönlichen Netzwerken und Interventionen mitgeprägt ist (Daston 2001b, 177 f; Felt u.a. 1995, 57). Einer der Gesprächspartner, heute Professor an einer deutschen Universität, erklärte auf die Frage nach der Bedeutung von Beziehungen:

Ich habe mich nie für mich wirklich stark gemacht. Sondern immer über die Inhalte, über das, was ich kann, und nie da darüber, dass ich in irgendeiner

11 Emotionen bekommen für Gewöhnlich keinen (offiziellen) Platz im Wissenschaftlichen zugesprochen. Wie Begriffe, stellt Lorraine Daston fest, werden auch Emotionen von wissenschaftlichen Denkkollektiven geteilt, durch diese Einmütigkeit des Fühlens entsteht die Illusion einer Emotionslosigkeit (2001, 180, Anm. 6). Die subjektive Seite komplexer Forschungssituationen etwa kam lange Zeit nur in nicht-wissenschaftlicher Form unter die Leute – als Roman, zum Teil unter Pseudonym veröffentlicht, oder als Autobiografie. Frauen, so Martin Fuchs und Eberhard Berg, beschrieben früher Zusammenhänge von Subjektivität und wissenschaftlichem Wissen und erklären das mit deren marginaler Rolle im Wissenschaftsbetrieb (1995, 65 f).

Weise versucht habe, die Würfel für mich günstig - - fallen zu lassen, also. Und von daher möchte ich darüber auch nicht reden.

Akademisches Ansehen und einen Aufstieg im Betrieb will man dennoch ausschließlich aufgrund höchst individueller inhaltlicher Kompetenz und Qualifikation erreicht haben.¹² Den Hang zu diesbezüglichem Understatement teilen auch sogenannte ‚Freie‘, die sich auf dem engen Projektmarkt behaupten müssen. Sie werden zwar nicht berufen, aber immerhin gefragt. Und einer inneren Berufung folgen selbstverständlich auch sie.

Ich habe nie eine Struk-, ich habe NIE eine Strategie entwickelt: ‚So jetzt, jetzt muss das passieren und dann passiert das‘, oder so. Überhaupt nicht, sondern es ist EHER wirklich zufällig passiert. Es ist MIR passiert, dass ich GEFRAGT worden bin, etwas zu tun. Ich habe nur zweimal oder dreimal Forschungsprojekte eingereicht, sonst bin ich eigentlich immer gefragt worden.

Pragmatismus, der Bestandteil des Wissenschaftsbetriebs ist, verschwindet in diesem Statement der schon früher zitierten österreichischen ‚freien‘ Forscherin hinter dem Motiv „Berufung“. Pragmatismus darf nicht explizit werden, offensichtlich ist das Bild jener Wissenschaft aufrechtzuerhalten, die ausschließlich hehren und höheren Werten dient. In der Drittmittel- oder außeruniversitären Forschung Arbeitende merken unentwegt und intensiver als jene in den Universitäten und Akademien, dass Wissenschaft sehr viel mit Geld zu tun hat. Sie müssen mit Ressourcen ganz anders haushalten und sind zudem Vorwürfen seitens der akademischen Wissenschaft ausgesetzt, die für sich in Anspruch nimmt, unabhängig und ‚rein‘ zu sein. Angenehmer, als sich um Auftragsforschung bemühen zu müssen, ist es, „gefragt“ zu werden. Leidet man an einer Unterausstattung mit akademischen Titeln und institutionellen Positionen – den wichtigen sozialen Kapitalien –, ist es umso angebrachter, mit der Reputation wenigstens das eigene symbolische Kapital zu betonen. Sich gegen Konkurrenz durchsetzen können ist nur solange positiv konnotiert, solange es auf der inhaltlichen Ebene geschieht.

Der Aufstieg: kein Zufall

*Das Glück besucht die Narren wohl,
aber es setzt sich nicht bei ihnen nieder.*

‚Gute‘ Geschichten leben nicht zuletzt von gemeisterten Herausforderungen, von überwundenen Rückschlägen und widrigen Umständen, deren ungeachtet man es ‚trotzdem‘ geschafft hat. Einer unserer Gesprächspartner – er war in einer ländlichen Gegend mit äußerst begrenzten schulischen Möglichkeiten und in einem eher bildungsfernen Milieu aufgewachsen – kam durch Vermittlung eines Lehrers in eine weiterführende Schule. Dort regte ihn wiederum ein Lehrer zum Studium an. Eine

¹² Zugleich fungieren viele meist selbstverständlich für die eigenen talentierten Studierenden als Mentorinnen bzw. Mentoren. In diesem Verhältnis geht es nicht nur um Qualitätssicherung der wissenschaftlichen Produktion, sondern die Mentees werden in soziale Netze eingebunden, in Gremien empfohlen etc. (Strasser/Schliesselberger 2000). Darüber wurde auch in den Interviews gerne erzählt.

wissenschaftliche Karriere schien ihm zu diesem Zeitpunkt als ‚zu hoch‘ gegriffen; er inskribierte ein Lehramt.

Also keine wissenschaftliche Karriere, das war wiederum etwas, was ich mir nicht zugetraut hätte. - Aber Lehrer zu werden, das habe ich mir vorstellen können.

‚Ungünstiger‘ Herkunft zum Trotz gelang eben diese akademische Karriere schließlich doch –nicht von selbst, sondern aufgrund hervorragender Leistung und klarer Interessen schon während des Studiums. Hier ist an keiner Stelle der Zufall im Spiel. In andere, aber dennoch auch in widrige Umstände hineingeboren, präsentiert sich eine unserer deutschen Gesprächspartnerinnen, die heute Ordinaria ist.

In der Schule bin ich mit unglaublichen Dingen konfrontiert worden, die in meinem Elternhaus überhaupt NIE angesprochen wurden. Meine Eltern hatten ein sehr starkes diszipliniertes Interesse an guten Noten, aber ja nicht zu gut. [...] Ein genuin bildungsbürgerliches Interesse war nicht da.

Auch sie hat es trotzdem und aus eigener Kraft geschafft, noch dazu als Mädchen bzw. Frau. Gegen den Willen der Eltern inskribierte sie und wählte – da völlig orientierungslos, wie sie erzählt – dem vorhin zitierten Wissenschaftler gleich ein Lehramtsstudium: „Wissend, dass ich nicht Lehrerin werden wollte.“ Nach einigen Semestern realisierte die Kulturwissenschaftlerin, dass sie aufgrund ihres Notendurchschnitts auch Medizin hätte studieren können. Eine Erkenntnis, die sie in eine veritable Krise stürzte:

Mir ist der Boden unter den Füßen weggerutscht, weil das so plötzlich in meinen Möglichkeitshorizont trat und mir das aber niemand gesagt hat. [...] Was ich hätte werden wollen, das stand wie in Stein gemeißelt vor meinem inneren Auge: Chirurin. [...] Es war außerordentlich schmerzhaft, das zu verarbeiten. Ich habe dann für mich einen Weg gefunden; meine Art Kulturwissenschaft zu betreiben, bedeutet für mich persönlich ein Integrieren dieses Wunsches, Chirurin zu sein. Es hat für mich sehr viel damit zu tun, verborgene Schichten abzutragen - mit einem SEHR geschickten und kontrollierten und klugen Instrumenteneinsatz Dinge zu öffnen, Oberflächen aufzuschneiden, hineinzuschauen, Dinge zu arrangieren. Das habe ich sehr früh gemerkt. Man hat mir viele Tutorien anvertraut, ich habe eine SEHR gute Rückmeldung bekommen, von den Lehrenden, immer. Also ich bin aufgefallen, ich bin gelobt worden. [...] Ich habe da einen guten Weg gefunden, und ich muss dem, was das Chirurin-Sein bedeutet hat, nicht mehr nachtrauern.

‚Zu spät‘ entdeckt die Studentin, dass ihr noch ganz andere Möglichkeiten offen gestanden wären; sie hätte sich nicht mit einem geisteswissenschaftlichen Fach bescheiden müssen. Sie nimmt ihrer Umgebung die Desinformationspolitik übel; aber sie weiß dennoch das Beste aus der üblen Erfahrung zu machen und gewinnt daraus eine ganz spezifische Herangehensweise an ihr Fach, ein methodisches Konzept geradezu. In der Universität fühlte die Frau sich von Anfang wohl, mit ihren Eltern hingegen

hatte sie allergrößte Schwierigkeiten und klagte auf Unterhaltszahlung, weil sie infolge des hohen Familieneinkommens kein Stipendium erhielt. Nach Jahren des Studiums bekam sie endlich eine Begabtenförderung. Dieser Moment gilt ihr heute als entscheidend, denn:

Da habe ich zum ersten Mal auf eine ganz tiefe instinktive Weise empfunden: ‚You have come home‘. Ich bin in einem Club gelandet. Ich bin da, wo ich immer hinwollte. [...] Ich habe gewusst, ich bin ein Fisch, und ich brauche das Wasser. Ich bin nur zufällig vorher in die Sahara gesetzt worden. Und dann kam natürlich der Hammer runter, Berufsziel Hochschullehrerin. Jetzt musste ich mich dem stellen.

Die Wissenschaftlerin beschreibt damit, dass „die Konstruktion von wissenschaftlichen Persönlichkeiten durch Zuschreibung und Anerkennung im sozialen Feld der Wissenschaft erst hervorgebracht wird.“ (Beaufaÿs 2003, 47)

Auch in der Erzählung eines 1930 geborenen bulgarischen Wissenschaftlers geht es um Anerkennung, nur wird sie ihm, wenigstens anfangs, von anderer als akademischer Seite zuteil. Er berichtet über seinen Karrierestart, dass er „von oben“ an die betreffende Stelle gerufen worden war, weil man ihm eine besonders schwierige Aufgabe zutraute.

Man sagte mir: ‚Dieses Institut ist in einem sehr schlechten Zustand, das Personal besteht aus zufällig zusammengekommenen Leuten, ist ganz ohne Auswahl zustande gekommen. Unter ihnen noch viele Überreste aus der Zeit der Monarchie. Kurz gesagt, es ist noch kein Institut.‘¹³

Es gelang dem neuen Leiter aus der bunt zusammengewürfelten Gruppe, die zum Teil aus Museumsleuten bestand, die 1948 nur durch politische Maßnahmen in den „Rang wissenschaftlicher Mitarbeiter erhoben worden“ waren, ein wissenschaftliches Institut zu formen. Zufällig, wenngleich hier kaum der Zufall mitgespielt hatte, war die vorgefundene Besetzung, mit der er weiter arbeiten musste. Von den Inhalten her zufällig – und Inhaltliches ist das Kriterium, das der Wissenschaftler als das für ihn ausschlaggebende anführt, wenn es um die Zusammensetzung eines Arbeitsteams geht. Ab dem Zeitpunkt seines Engagements hat der Zufall keine Funktion mehr: Durch seine Fähigkeiten und Kompetenzen führt er sein Personal zu bestmöglichen akademischen Leistungen und macht aus der Institution, Jahre nach ihrer Begründung, erst eine ‚wirkliche‘ und wissenschaftliche Institution.

Mitunter ergeben sich Chancen zufällig, ob und wie sie genutzt werden, wird wiederum mit individueller Leistung, mit dem eigenen Geschick und den eigenen Kapazitäten verknüpft. Eine zehn Jahre jüngere Kollegin des vorhin zitierten Wissenschaftlers, auch sie Bulgarin und schon während des Sozialismus als Forscherin tätig, erzählte, dass sie Mitte der 1970er Jahre die Möglichkeit bekam, zwei Mal für mehrere

¹³ Diese Passage deutet auch auf eine grundsätzlich andere Situation von Gesellschaft und Wissenschaft hin. Der Realsozialismus in Bulgarien hatte viele Auswirkungen auf Wissenschaft, auf die wir in diesem Rahmen nicht eingehen können. Ansatzweise haben wir uns damit in einem Beitrag „Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. Brüche und Kontinuitäten“ befasst (Dressel/Kasabova/Langreiter 2005).

Monate ins Ausland zu fahren. Das erste Stipendium führte sie für ein halbes Jahr in die Sowjetunion, das zweite in die USA.

Ich hatte die große Chance, und eigentlich war ich auf so eine große Chance gar nicht vorbereitet, denn ich hatte sie nicht erwartet. Aber Chance ist eben Chance. Es gab viele, die auch fahren konnten und gefahren sind, es aber dann nicht aushielten. Viele, die eine gewisse Zeit im Ausland verbringen konnten, kamen mit einem Auto zurück. Ich verwandelte meine Dollars in Bücher, schickte über 100 Bücher aus den USA nach Bulgarien. Man wunderte sich, dass ich ohne Geld, ohne Dollars nach Bulgarien zurückkehrte, nach den sechs Monaten, die ich dort verschlafen hatte. Nur Bücher gekauft!

Die Wissenschaftlerin hatte „das Glück“, wie sie sagte, sich zwei Mal im Ausland fachlich weiterbilden zu können. Sie betonte zugleich und vehement, dass sie ihre Laufbahn vom Doktorat an alleine, ohne Beziehungen und ohne Protektion, geschafft hat. „Weil ich sehr hartnäckig arbeitete.“ Diese Interpretation ist nicht ungewöhnlich und wird von vielen Interviewten ähnlich vorgenommen. In Zusammenhang mit Bulgarien erhält sie eine zusätzliche Bedeutung durch den Diskurs über den Sozialismus als besonders klientelistischem System bzw. die damit einhergehende dezidierte Abgrenzung davon. Sie hat es (im Gegensatz zu anderen, wie im Interview sehr deutlich gemacht wurde) schnell und eben durch Leistung weit gebracht. Im Unterschied zu anderen wusste sie, Chancen wahrzunehmen und im Sinne der Wissenschaft zu nutzen. Das Glück – und auch das ist ein häufiges Motiv – ist Resultat von Handeln, die Belohnung für ‚richtiges‘ Leben, für das sich der Einzelne selbst verantwortlich weiß (Zirfas 1997, v.a. 816). Die vorhin zitierte Wissenschaftlerin schilderte, dass sie nach einer langen beruflichen Durststrecke erst mit ihrer Promotion begann, „Glück zu haben“. Aber auch dieses Glück, das geht klar hervor, war hart erarbeitet, gründete auf den vorher erbrachten Leistungen, die nicht zuletzt als soziale Tatsachen zustande kamen.

Diese Deutungsmuster Glück und Zufall haben eine deutliche geschlechtsspezifische Komponente. Dass sie in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen dominieren, wird mit Frauen zugeschriebenen besonders ausgeprägten Erfolgsängsten in Verbindung gebracht (Strasser 1998, 27, 35; Hasenjürgen 1996, 207-211). Wissenschaftlerinnen sind mit divergierenden Rollenerwartungen konfrontiert – sie sollen den akademischen Habitus intus haben und zugleich traditionelle Frauenrollen erfüllen. Frauen verweisen mit der ihnen noch immer zugeschriebenen Körperlichkeit auf soziale Bedingungen, „die nicht im wissenschaftlichen Feld verankert sind“ (Beaufays 2003, 243).¹⁴ ‚Wirkliche‘ Wissenschaftler folgen einer Berufung, zeichnen sich dadurch aus, dass sie ihr Leben in den Dienst der Wissenschaft stellen. – Eine unserer Interviewpartnerinnen kommentiert: „Das ist die Tragödie der Wissenschaftlerin.“

Nie fragen sich Männer aus unserem Sample – jedenfalls ‚bekennen‘ sie es in den Interviews nicht –, was sich die interviewten Frauen offenbar an verschiedenen Stationen ihrer Karriere fragten: „In diesem Moment begann bei mir der Zweifel. Eigent-

¹⁴ Über die Zusammenhänge von Wissens- und Geschlechterordnung und deren Auswirkungen auf die Position von Frauen in der Wissenschaft vgl. Braun/Stephan 2005. Auch sie sprechen Körperlichkeit (und Sexualität) eine wichtige Rolle zu.

lich hatte ich immer diesen Zweifel gehabt, ob ich für wissenschaftliche Arbeit tauglich bin oder nicht.“ Dass Frauen in wissenschaftlichen Institutionen, jedenfalls in leitenden Positionen, noch immer unterrepräsentiert sind, macht das Bild der ‚Ausnahmefrau‘ plausibel und damit auch die Formel ‚Glück gehabt‘ für die betroffenen Frauen. So knüpft das Argumentieren mit dem Zufall durchaus an ‚traditionelle‘ Geschlechterstereotype an (List 1987, 28). Das Hervorkehren der Erfolgsängste ist Ergebnis weiblicher Sozialisation und Strategie in einem weiterhin männlich dominierten Feld zugleich. „Die Vermutung liegt nahe, dass die Diskriminierungswahrnehmungen der weiblichen Befragten nicht ohne Auswirkungen auf ihre Selbsteinschätzung, ihr wissenschaftliches Selbstvertrauen und damit auch auf ihre Karrierechancen bleiben.“ (Holland-Cunz 2005, 27) Die dreizehn Frauen unter hundert Professorinnen und Professoren werden noch immer „in erster Linie als Repräsentantinnen ihres Geschlechts und erst auf den zweiten Blick (im wörtlichen Sinne!) als Vertreterinnen ihres Faches wahrgenommen“. (Holland-Cunz 2005, 25) Professionelle Kompetenzen von Frauen werden noch immer ‚anders‘ bewertet; ihre strukturelle Unsichtbarkeit macht Frauen im Wissenschaftsbetrieb paradoxerweise besonders sichtbar, stellt Barbara Holland-Cunz fest und spricht von „zugespitzte Sichtbarkeit“ (2005, 28).¹⁵ Eigentlich ist der Platz der Frauen woanders. Eine der jüngeren bulgarischen Interviewees war vor der ‚Wende‘ für ihre Forschungen oft unterwegs:

Na ja, das war also ein bisschen schwierig für meinen Geliebten, aber dann kam – zu seinem Glück – die Demokratie. Das Geld für Wissenschaft blieb aus, umso mehr das Geld für Dienstreisen. So blieb endlich seine Frau zu Hause.

In einer nach dem Systemwechsel im Staat finanziell ausgehungerten Institution fanden Reisen und Feldforschungen ein Ende – Pech für sie, Glück für ihn.

Die Interviews mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern jüngeren Alters verweisen in Bezug auf sichernde horizontale wie vertikale Netzwerke auf das Fortbestehen geschlechtsspezifischer Unterschiede – das wissenschaftliche Feld ist weiterhin in männerbündischer Art organisiert. Kollegen treffen einander in Kneipen, zu informellen Diskussionsrunden, in Clubs und machen es wie die Alten, nicht selten zusammen mit diesen. Darüber hinaus lässt sich die enorme Bedeutung der sozialen Herkunft beobachten.¹⁶ Während die einen locker mit ihrem ererbten hohen kulturellen Kapital hantieren, sich sicher und unter selbstverständlicher Kenntnis der ‚Spiel-

15 Der sozialistische Staat Bulgarien verkündete offiziell die Gleichberechtigung der Geschlechter und öffnete weitgehend Ausbildung und Wissenschaft für Frauen. Noch während des Sozialismus wurden als „historische Hilfswissenschaften“ eingestufte Disziplinen marginalisiert. In diesen Fächern – unter ihnen Ethnographie, Folkloristik, Archivistik – ist der Frauenanteil höherer als in den ‚härteren‘ Geistes- und Sozialwissenschaften (Geschichte, Soziologie). Parallel zur Marginalisierung verlief eine Feminisierung, wobei die Feminisierung oft als Grund der Marginalisierung aufgefasst wurde und wird. Unter den wenigen Männern finden sich auch in diesen Fächern proportional mehr Habilitierte und mehr Männer in leitenden Positionen. Vgl. dazu ausführlicher Kasabova: *Politics – Gender – Habitus: Anthropology as a Profession* (im Druck).

16 „Natürlich kann man in diesen magischen Kreis nicht durch spontane Willensentscheidung eintreten, sondern nur durch Geburt oder durch einen langwierigen Prozeß von Kooptation und Initiation, der einer zweiten Geburt gleichkommt.“ (Bourdieu 1997, 124 f); vgl. dazu auch Martin Schmeisers Untersuchung, die – zwar für das späte 19. und frühe 20. Jh., aber in gewisser Weise die Gegenwart trefflich beschreibend – als Idealtypus des angehenden Professors den „reichen Erben“ entwickelt (1994, v.a. 71-74).

regeln' in der Wissenschaft bewegen und ihre Mentoren „Opa“ nennen, fühlen sich die anderen mitunter am falschen Ort oder zu Unrecht dort.

In Zusammenhang mit einer ‚tollen‘ Karriere, vielmehr einer Erfolgsgeschichte klassischen Zuschnitts, lässt sich der Zufall – meist in Form von Glück und Pech – ins Treffen führen. Hier braucht es die schicksalhaften Momente und dramatischen Höhepunkte, bevor das Ziel erreicht wird. Am Ende einer biografischen Erzählung dagegen scheint das Motiv Zufall nur wenig adäquat, denn an dieser Stelle geht es um Erfolg, und die erbrachten Leistungen sind hervorzuheben. Zufallstreffer werden da nicht nochmals betont; unglückliche Zufälle, Problematisches und Schwieriges müssen hier ‚irgendwie‘ positiv gewendet werden. Wenn man etwa nicht beruflich erfolgreich nach gängigen Kriterien war oder ist, so ist man zumindest glücklich¹⁷ und hat sich stets tadellos verhalten. Der wissenschaftliche Nachwuchs, schreibt Sandra Beaufaÿs, tue gut daran, die Zersplitterung der Lebenssphären durch „symbolträchtige Praktiken zu negieren“. Es gehe weniger darum, wie viele Stunden pro Woche sie letztlich wissenschaftlich arbeiteten, als davon zu überzeugen, dass Wissenschaft ihr wichtigster Lebensinhalt sei (Beaufaÿs 2003, 243). So erklärte eine österreichische Wissenschaftlerin in ihren Vierzigern, die noch immer ohne fixe Anstellung und ohne Aussicht auf eine Universitätskarriere ist:

Ich glaube, bis zu einem gewissen Grad will ich weitergeben, was mir selbst wichtig ist. Das war immer ein Wissenwollen. Und das ist nicht so sehr daran gekoppelt, wie das verwertbar ist - - wie das für eine Karriere verwertbar ist oder sonst irgendwas, sondern im Grunde ist alles ziemlich spannend, was passiert.

Die Forscherin hält sich mit Projekten über Wasser, ist aber auch immer wieder gezwungen, ‚Mac-Jobs‘ anzunehmen; nicht zuletzt deshalb arbeitet sie noch immer an ihrer Dissertation. Zugleich begründet sie ihre ‚Nicht-Karriere‘ mit ihrem persönlichen Unwillen sich anzupassen – sie könne keinen Paternalismus dulden, sei „zu wenig egoistisch“ – und gibt sich damit moralisch einwandfrei. Von einem ebenfalls österreichischen Kulturwissenschaftler wurde letztlich seine Nicht-Anstellung an der Universität sogar als „Glück“ bewertet. Nachdem er vorher ausgeführt hatte, dass er nicht zufällig zur Wissenschaft gekommen war, sondern aus tiefem Interesse und aus Lust an Erkenntnis, bezeichnete er später im Interview die Situation, als er den eigentlich auf ihn zugeschnittenen Assistentenposten doch nicht erhalten hatte, als „das Beste, was mir passieren konnte“. Er wechselte zum Journalismus und macht aus der Situation, so seine klare Deutung, das Beste. Damit ist auch hier das Argument Zufall ein erzählerisches Mittel, mit dem die Aufmerksamkeit auf das schöpferische Ich gelenkt wird. Der durch einen dummen Zufall entstandene Bruch bleibt nicht dem Zufall überlassen, sondern wird aktiv und geschickt gestaltet.

¹⁷ Auch ein offenes, narratives Interview ist kein therapeutisches Gespräch. Der Erzählende will aus der Erzählung für gewöhnlich unbeschädigt hervorgehen – vielleicht lässt man ein paar Scherben liegen, aber prinzipiell setzt man sich wieder zusammen.

Das zufällige Thema

Wie so oft ist auch diese Untersuchung zufällig entstanden. (Ginzburg 1993, 7)

Mehrere der Befragten erzählen, dass sie – einmal oder immer wieder – zufällig auf Themen stießen oder gestoßen wurden, denn oft werden sie von außen herangetragen, was nicht zuletzt als Vertrauens- und Kompetenzbeweis gelten kann. Wie nun schon mehrfach ist auch hier nur die Ausgangssituation von Zufall geprägt. Denn ein gutes Thema (der Einfall ...) allein genügt nicht – erst der kreative und kompetente Umgang damit mag Forschungsprobleme innovativen Lösungen zuführen und interessante, gute Arbeiten hervorbringen. Mit spielerischer Leichtigkeit darf das Ganze auch nichts zu tun haben, auf eine zufällige Entdeckung bzw. auf ein Aufmerksam-gemacht-Werden folgt harte Arbeit, die auf früher Erarbeitetem, auf breitem theoretischem und methodischem Fundament, auf individuellem Wissen und Können aufsetzen muss.

Mithilfe des Zufalls lassen sich abermals eigene Leistung, persönliche gestalterische Kraft und intellektuelle Kreativität unterstreichen. Auch ein noch so schönes Thema verlangt nach Vertiefung – mühsamer komplexer Auseinandersetzung und wissenschaftlicher ‚Verschwierigung‘ –, nach intensiver Lese- und Denkarbeit. Darüber hinaus gilt: Die üblichen Standards führen nicht zu innovativen Ergebnissen. Ein zufälliger Themenhinweis wird gerne aufgenommen, erst durch die eigene Art der Bearbeitung, durch die eigene Investition wird er zu etwas Besonderem – und das hat mit Zufall nichts mehr zu tun.

Ein zufälliger Quellenfund vermag das Forschungsinteresse eines Forschers oder einer Forscherin mitunter nachhaltig zu bestimmen. Einem unserer Interviewpartner aus Österreich, der heute Professor ist, wurden in jungen Jahren in einem Archiv zufällig gefundene Dokumente gezeigt. Der Ausheber konnte mit dem Konvolut nichts anfangen, das sich als einer der ältesten europäischen Zensen erwies.

Plötzlich kommt ein Ausheber zu mir und sagt, ich habe gestern diese Geschichte zufälligerweise erzählt: ‚Herr Doktor schauen Sie, schauen Sie, was wir auf der Fensterbank gefunden haben. Weiß nicht, was das ist, aber vielleicht, vielleicht ist das interessant.‘ Knallt mir den Faszikelband auf den Tisch; ich beginne darin zu blättern - - lauter Namen und Zahlen - und Altersangaben. - - Ich kopiere einige Seiten - - und komme damit ins Institut und zeig das dem [Name des Institutsleiters]. Ich werd das nie vergessen. [...] Dann, ja also, das war dann der Beginn meines familienhistorischen Interesses.

Der Zufallsfund stellte sich als wertvolle Quelle heraus; der Wissenschaftler baute auf diesem Bestand seine Habilitation auf und entwickelte ein bis heute anhaltendes einschlägiges Forschungsinteresse. Das von ihm erstmals aufbereitete Material wurde in unterschiedlichen Teams und Zusammenhängen weiter bearbeitet und publiziert.

Also das hat dann noch ungeheure Folgewirkungen gehabt, dieses Erlebnis mit dem Aushebenden - - muss versuchen den zu eruieren, der ist schon längst in Pension. Ich muss ihn auf ein Bier einladen. Na, das sind oft Zufälle, nicht.

So wie der zufällige Materialfund kann ein Sachgebiet, das man im Lauf wissenschaftlicher Arbeit einmal mehr oder weniger zufällig aufgegriffen hat, den weiteren Weg prägen. Ist etwa ein Bereich originell und/oder noch wenig bearbeitet, sind die Forschenden begehrte Vortragende und Mitautorinnen, werden immer wieder dazu angefragt. Die (themen-)spezifische Expertise wächst und wächst, die Betreffenden werden immer stärker mit eben diesem einen Gegenstand verbunden, und es kommt zu Fixierungen, fern jeden Zufalls.

„Zufällig“ haben mehrere unserer Gesprächspartner ein großes privates Interesse am Fußball wissenschaftlich umgemünzt, in unterschiedlichen Disziplinen. Dazu zwei Beispiele. Der akademische Einstieg in die Beschäftigung mit dem Hobby verlief stets weniger geplant, denn zufällig – oder wird jedenfalls so beschrieben bzw. benannt. Vor vielen Jahren hat ein in den 1940er Jahren geborener Forscher zusammen mit einem Kollegen die deutsche Sportwissenschaft „ordentlich aufgerüttelt“. Beide, damals Fans einer regionalen Fußballmannschaft, nahmen diesen Sport als Ausgangspunkt, um gegen die zeitgenössischen Untersuchungen anzuschreiben.

Wir haben uns damals zusammengetan und haben in [Name der Region] Interviews gemacht und geforscht. Vor dem Hintergrund, wo wir uns am besten auskannten, und wir haben daraus eine Art von Sozialgeschichte und Sozialanalyse der Bedeutung des Fußballsports, also für die Leute in unserer Region rekonstruiert oder zu rekonstruieren versucht. Aber das wäre NIE aus meinem wissenschaftlichen Umfeld entstanden. Also ich habe NIE irgendwas darüber vorher geschrieben, ich hab nie – ein Seminar darüber gehalten oder so was.

Es ging in erster Linie darum, die gängigen Ansätze mit einem alltagskulturellen Verständnis von Sport zu konfrontieren: „Ist schön, wenn man so als Außenseiter so ein Feld aufräumt.“ Fußball selbst diente dabei nur als Ausgangspunkt und als Beispiel, war an sich nicht so zentral – dennoch hatten unser Gesprächspartner und sein Kollege einen Trend gesetzt, der zu einer regelrechten Schwemme an Fußballliteratur führte: „Ich finde es ganz schrecklich im Nachhinein, was wir da losgetreten haben, muss ich sagen, ja. Weil es wir wirklich waren, die das losgetreten haben mit unserem Buch.“ Mittlerweile gebe es eine unüberschaubare Fülle an Literatur über Vereine, Ligen und Topstars – vorwiegend intellektuelle Autoren würden für eine Erinnerungsindustrie produzieren und Nostalgie zelebrieren.

Ist ja irgendwie auch egal, aber wir haben das, glaube ich, schon in Gang gesetzt damals. Und trotzdem, denke ich, das war eine wichtige Sache, bei uns. Aber uns war gar nicht klar, wie gesagt, dass wir jetzt das Feld aufrollen. Das war, wie gesagt, nur eine Antwort auf das Gerede.

Die Fußballfans verfolgten mit ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein Anliegen, man wollte dem Vorhandenen etwas entgegensetzen, nichts weiter – anfangs. Im Rückblick erst ist das Ausmaß der Intervention in das Forschungsfeld abzuschätzen. Zum einen gelang es, eine neue Herangehensweise an das Thema Sport vorzuführen, was bleibende Spuren im Feld hinterlassen hat. Zum andern evozierten sie Entwicklungen, die sie nicht intendiert hatten – ganz im Gegenteil. Ein neues Themengebiet, ein neues Konzept, eine neue Theorie, außergewöhnliche empirische Ma-

terialien mögen für eine gewisse Zeit für Alleinstellung sorgen. Solche Themenführerschaft ist vorteilhaft in der Konkurrenz um Positionen, Forschungsmittel und Reputation, aber diese Phase ist begrenzt, ‚andere‘ ziehen nach.

Während der Einstieg nicht ganz ernst oder wenigstens nicht mit längerfristigen Zielen erfolgt war,¹⁸ erscheint der Ausstieg als bewusst gestaltet: „Weil ich mich auf diese Ecke nicht festlegen lassen wollte.“ Die thematische Umorientierung ging so weit, dass der Wissenschaftler sogar seine Disziplin verließ und sich anderen Fächern zuwandte. Er mochte nicht länger mit einem zufälligen Thema identifiziert, sondern wollte „vom Ansatz her interpretiert“ werden. Die Darstellung überwundener Peripetien und Krisen, des souveränen oder zumindest kreativen Umgangs mit Neuanfängen dient der tragfähigen Konstruktion eines Ich, in der Autonomie, Aktivität und Kreativität im Vordergrund steht. Idealtypisch werden Schwierigkeiten zum Segen gemacht, unerwartete Chancen tun sich auf, und eigene schöpferische Kraft lässt Unordnung in Ordnung münden. Einig ist man sich in der Biografieforschung: Angesichts steigender Diskontinuitäten in allen Lebensbereichen erhält die Kompetenz, mit Brüchen ‚gut‘ umzugehen, sie konstruktiv zu verarbeiten, zentrale Bedeutung (Sieder 1999, 259; Tölke 2000, 139).

Einen ähnlichen Abschluss fand eine zweite Fußballgeschichte. Nach einiger Zeit der intensiven Arbeit und mehreren Publikationen zu diesem Phänomen hatte der Kulturwissenschaftler – Österreicher und eine Generation jünger, als sein vorhin zitierter deutscher Fachkollege – das Gefühl, am Ende angekommen zu sein:

Das war mir zu blöd ab einer gewissen Zeit. Außerdem war da ohnehin schon ALLES erforscht, und mir ist auch nichts mehr eingefallen. Das war für mich wirklich ein Alarmzeichen.

Dabei war das spezielle Thema Fußball am Beginn der Karriere des Interviewpartners nicht unwichtig. Es eröffnete ihm wichtige Kontakte und war Ausgangspunkt und Gegenstand wertvoller Kooperationen. Fußball ermöglichte ihm die Aufnahme in einen Kreis, auch über das Spezialgebiet hinaus, angesehener Kultur- und Sozialwissenschaftler. Aus zufälligen Gesprächen über den Sport in informellen Situationen ergab sich Zusammenarbeit zum Thema, und infolge dessen wurde der freiberufliche Forscher auch an Projekten zu anderen Fragestellungen beteiligt. Die „Fußball-connection“, wie er sie nennt, stellte sich als beruflich tragfähiges Netz (von Männern) heraus – und der Interviewee resümiert:

Das war wirklich, also im Nachhinein, es waren so viele Zufälle, aber auf der anderen Seite auch wahrscheinlich keine Zufälle, das klingt jetzt ein bisschen blöd.

Chancen als solche wahrzunehmen, trotz diverser Risiken Zufälle kreativ und schöpferisch zu nutzen, schließt implizit ein Sich-dem-Zufall-Überlassen aus. In Bezug auf Methodisches ist das ‚Glücken‘ verpönt. Ein Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis

¹⁸ Keineswegs zufällig ist, dass ein Hobby in wissenschaftliche Arbeit umgewandelt wird. Dem gängigen Ideal zufolge, nimmt eine Wissenschaft ganz in Anspruch – für Freizeit- und andere außerakademische Vergnügen kann in so einem Leben kein Platz sein (Dressel/Langreiter 2002).

kann nichts mit Geschenk und Schicksal oder gar Mysterium zu tun haben. Indizien sind aufzuzeigen, Schritte nachvollziehbar zu machen, und alles zusammen ist reflektiert zu präsentieren (Breuer/Reichert 2001, v.a. 24). Der Zufall wird einerseits aus der Deutung ausgeschlossen; andererseits wird er – als Intuition und Spürsinn – wieder eingelassen. Und Erkennen auf unkonventionelle Weise lässt sich mitunter argumentieren, denn: „Auf dem Feld der Beobachtung begünstigt das Glück nur den bereiten Geist.“ (Mazenauer 2003, 4) Dabei gibt es – durchaus anerkannte – theoretisch-methodische Konzepte, die in gewisser Weise auf den Zufall bauen: wenn etwa empirische Forschung Ursprung neuer Hypothesen sein soll und darf, wenn unvorhergesehene Entdeckungen zu neuen Theorien drängen, etwa als „Serendipity Pattern“,¹⁹ wie Robert K. Merton die „dem Glück oder der Klugheit geschuldeten Entdeckung von gültigen Ergebnissen, nach denen nicht gesucht wurde“ (zit. lt. Mazenauer 2003, 4), bezeichnete.

Resümee

Das wissenschaftliche Feld ist „eine soziale Welt wie die anderen“, zugleich „eine Welt für sich“ mit eigenen Funktionsgesetzen (Bourdieu 1992, 88). Das Bild des Wissenschaftlers und die Bilder von den Forschenden haben sich im Lauf der Zeit und in verschiedenen Gesellschaften gewandelt; heute gängige Bilder sind im Kontext aktueller Wissenschaftspolitik und -entwicklung sowie der Geschichte der Differenzierung der Wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert zu lesen. Wenngleich die Wissenschaften entzaubert wurden und mit ihnen die „wissenschaftliche Persönlichkeit“ (Engler 2000, 140), wenn sich das Bild vom Experten gebrochen hat²⁰ und damit facettenreicher geworden ist, ist die Vorstellung vom Wissenschaftler-Genie²¹ nicht passé. Auf der anderen Seite dominiert das Prinzip Leistung im (Selbst-)Verständnis von Wissenschaft, aufgefasst meist als Produkt der Ideen und der Arbeit Einzelner – jedenfalls in den sogenannten soft sciences. Fern von neoliberaler Umstrukturierung konstatierte schon Max Weber: „Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich normalerweise der Einfall vor“, um nachzusetzen: „Gewiss: nicht immer.“ (1992, 82) Alles das verträgt sich mit dem Zufall nicht, nicht mit dem „Zufallsglück“ und auch nicht mit jenem Glück der günstigen Umstände (Demmerling/Landweer 2007, 111).

Ging es in den Gesprächen mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern um deren Laufbahn, waren die präsentierten Motivationen und Strategien immer sach- und inhaltsbezogen. Womit nicht gesagt ist, dass persönliche Beziehungen oder gar Emotionen keine Rolle spielen; sie spielen aber keine strategische Rolle. Wissenschaftliche Arbeit geschehe wegen des angestrebten Erkenntnisgewinns, aus intellektuellem Interesse, aus Berufung. Obwohl auch ganz pragmatische Gründe hier und da zum Vorschein kamen – der Posten eines Wissenschaftlers an der Universität als prestigeträchtige Arbeitsstelle mit vielen Aufstiegsmöglichkeiten, die mit finanzieller

19 Die drei Prinzen von Serendip, Sri Lanka, konnten Fährten lesen und deuten und machten immerfort Entdeckungen durch Zufall und Scharfsichtigkeit (Märchen, 13. Jahrhundert).

20 Ulrike Felt spricht von einer „Erweiterung des Expertenraumes“. Neue Akteure und Gruppen spielen in wissenschaftlich-technischen Auseinandersetzungen „eine zentrale Rolle und fordern für sich, legitimerweise auch ‚im Namen der Wissenschaft‘ sprechen zu können.“ (2003, 18)

21 Das Konzept impliziert die Idee von wissenschaftlicher Erkenntnis als nicht erlernbarer Inspiration (Engler 2000, 121; historisch vgl. Schmeiser 1994).

Absicherung einhergehen –, betonten Frauen und Männern, dass die eigene wissenschaftliche Arbeit nicht auf Statuserhöhung orientiert (gewesen) ist. So bezeichneten sie Arbeits- oder Weiterbildungsangebote gerne als „Zufall“ oder „Glück“ oder „glücklichen Zufall“. Schon die Bezeichnung „glücklicher Zufall“ birgt Ambivalenz: Nicht der Zufall ist glücklich, sondern seine Folgen (Zirfas 1993, 403) – was als Hinweis auf das doch aktive Subjekt verstanden werden kann.

Martin Kohli identifizierte die Sicherung von Kontinuität und Rationalität als zentrale Merkmale von Wissenschaftler-Autobiografien (1981, 451). Weil Wissenschaft „ein Geschäft mit hohem Aggregierungsanspruch“ ist, sei hier ganz besonders die „strukturierende Kraft des Ichs gefordert“ (Kohli 1981, 454). Weil die Figur Zufall diese Leistung und (eigene) Leistung allgemein abschwächt²² sowie Kontinuität, am Ende sogar Rationalität, gefährdet, hat sie in den Selbstdarstellung von wissenschaftlich Arbeitenden nur an bestimmten Stellen Platz und erfüllt dort ganz bestimmte Funktionen. So beobachten wir, anders als Kohli – der im Zufall vor allem ein Ausgeliefertsein wider die wissenschaftliche Norm sieht –, dass weniger die „zielgerichtete Lebensgeschichte“ Ausdruck „eines unbegrenzten Glaubens des Individuums an seine gestalterische Kraft“ (1981, 454) ist denn die geschickte Gestaltung von überraschenden Chancen, Brüchen, notwendigen Richtungsänderungen oder Suchbewegungen, die der Zufall mit sich bringt, wenn er doch einmal zuschlägt. Leistung, Kreativität, Wissen und Können werden noch sichtbarer, wenn solche Situationen nicht dem Zufall überlassen werden.

Das zufällig gefundene Thema etwa – das haben sämtliche Interviews gezeigt – kann nur durch die spezifische Bearbeitung (Inspiration, Wissen, Engagement, Originalität etc.) zum Erfolg entwickelt werden. Auf intensiver Arbeit und großer Leistung(sbereitschaft) liegen hier die stärksten Akzente. Dennoch lieferten die Forschenden keine „Jeder-seines-Glückes-Schmied“-Selbstdarstellungen – in ‚ihren‘ Kulturwissenschaften gehört Reflexivität nicht nur zum guten Ton, sondern wird zunehmend Voraussetzung. Das schlägt sich auch im Erzählen vom eigenen Ich nieder.

Der eigene Erfolg, die gelungene (institutionelle) Karriere ist kaum ohne Understatement zu schildern. Bestimmt ist nicht ohne Einfluss, dass in unserem Projekt die Interviewenden im Vergleich zu den meisten Interviewten völlig andere, nämlich schlechtere berufliche Chancen und Karrieremöglichkeiten vorfinden. Das ist den meisten der interviewten etablierten Universitätsangehörigen sehr bewusst. Hier den Zufall als ausschlaggebend für die eigene Laufbahn ins Treffen zu führen, mag von diversen Verantwortungen entlasten und Solidarisierung suggerieren.

„Im wissenschaftlichen Alltag fungieren – bis zu einer bestimmten Grenze – soziale Signale als Indikatoren für wissenschaftliche Leistung oder Leistungsfähigkeit, gibt es soziale und keineswegs ausschließlich ‚rein wissenschaftliche‘ Kriterien dafür, ob jemand als innovativ, tüchtig, zuverlässig, als förderungswürdig usw. gilt, ob man ihm zutraut, daß er hart arbeitet, das Zeug zu einer großen wissenschaftlichen Leistung hat, ja ob er – oder sie – ‚dazugehört‘ oder nicht. Die Verhaltensweisen und das Auftreten einer Person, ihr ganzer Habitus, gehen immer ein in die Beurteilung der Leistungen eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin.“ (Krais 2000, 41)

²² Weil es z.B. dem Alltagszugang entspricht, „Glück (fortuna, luck, chance) mit einer glücklichen Fügung gleichzusetzen. Wer ‚Glück hat‘ beim Spiel, im Geschäft oder in der Liebe, der braucht weniger Verstand“. (Hettlage 2002, 130)

Empirisch ist aber wenig bearbeitet, wie sich in den Kulturwissenschaften soziale Beziehungen, Schlüsselfaktor wissenschaftlicher Aktivität (Becher 1989, 66 ff.), auswirken, wenngleich zahlreiche Studien belegen, dass negative Aspekte dieses Phänomens vor allem und in ganz spezifischer Weise Frauen betreffen. Auf individueller Ebene ist interessant, wie Menschen in diesem speziellen Umfeld und seinen Auswirkungen auf andere Lebensbereiche agieren, wie sie das wissenschaftliche Feld in ihren persönlichen Bedeutungshaushalt einbauen und welche Handlungsräume sie dort wahrnehmen. Die Gespräche machen überdeutlich, dass die Vorstellungen von Glück und Zufall und der Einsatz dieser beiden Kategorien geschlechtsspezifisch sind. Hingegen hatten die beobachteten Divergenzen nichts mit den Herkunftsfächern zu tun, kaum mit geografischer Verortung, wenig mit Alter, Generationszugehörigkeit oder beruflicher Position. Außer an der Kategorie Geschlecht, besser: Gender, lassen Unterschiede sich vor allem an sozialer Herkunft festmachen.

Es gibt im Leben von wissenschaftlich Forschenden also Bereiche, in deren Zusammenhang beim Erzählen der Begriff Zufall und seine Abwandlungen zum Einsatz kommen. Vielmehr: Es gibt Situationen und Gelegenheiten, in denen Zufall nicht nur wirksam werden darf, sondern geradezu muss. Und es gibt in einem narrativen Interview Momente, in denen der Zufall als Motiv und Stilmittel besonders angebracht ist. Mit dem Zufall wird umgegangen, er wird bearbeitet und kann beispielsweise unangenehme Geschichten verkleiden oder verschleiern. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind an sich nichts Zufälliges, sie haben performativen Charakter – neben allen Hürden und Herausforderungen, die eine Laufbahn im Wissenschaftsbetrieb mit sich bringt, geht es auch den hier Involvierten letztlich um das gute und geglückte Leben bzw. um dessen Darstellung. Standards und Diskurse definieren, was erzählbar ist, und geben einen Rahmen für das Wie vor (Landwehr 2001, 99-101).

Die Kategorie ‚Zufall‘ in biografischen Texten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern weist auf wesentliche Strukturmerkmale dieses Feldes und der Praxis dort hin. Wenn von Glück und Zufall die Rede ist, werden möglicherweise gerade solche Strukturmerkmale kaschiert, weil sie einem wissenschaftlichen Ethos, einer ideellen Konstruktion widersprechen – etwa indem es in wissenschaftlichen Kontexten nicht um individuellen beruflichen Aufstieg, persönlichen Vorteil oder um leicht und spielerisch Erarbeitetes gehen darf.²³

LITERATUR

- Beaufaÿs, Sandra (2003): *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld.
- Becher, Tony (1989): *Academic Tribes and Territories: intellectual enquiry and the cultures of disciplines*. Milton Keynes/Bristol, PA.
- Bourdieu, Pierre (1992, Orig. 1984): *Homo academicus*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1998, Orig. 1994): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1997, Orig. 1980): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1975): *The specificity of the scientific field and the social condition of the progress of reason*. In: *Social Science Information*, Jg. 14, 19-47.

²³ Wir danken Therese Garstenauer und Peter Melichar für die kritische Lektüre einer früheren Version dieses Textes sowie der Redaktion von „BIOS“ für konstruktive Hinweise zur Überarbeitung.

- Braun, Christina von und Ingrid Stephan (2005): Einführung. In: dies. (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln u.a., 7-43.
- Breuer, Franz und Jo Reichertz (2001): Wissenschafts-Kriterien: Eine Moderation. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (On-line Journal)*, Jg. 2, Nr. 3, unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>; Zugriff: 28. 06. 2004, 40 Absätze.
- Coy, Wolfgang (1999): Berechenbares Chaos. In: Gendolla, Peter und Thomas Kamphusmann (Hg.): *Die Künste des Zufalls*. Frankfurt/M., 15-47.
- Daston, Lorraine (2001a): Angst und Abscheu vor der Einbildungskraft in der Wissenschaft. In: Dies.: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*. Aus dem Englischen von Gerhard Herrgott, Christa Krüger und Susanne Scharnowski. Frankfurt/M., 99-125.
- Daston, Lorraine (2001b): Die moralischen Ökonomien der Wissenschaft. In: Dies.: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*. Aus dem Englischen von Gerhard Herrgott, Christa Krüger und Susanne Scharnowski. Frankfurt/M., 157-184.
- Dausien, Bettina (2004): Geschlecht und Biografie. Anmerkungen zu einem vielschichtigen theoretischen Zusammenhang. In: Ingrid Miethe, Claudia Kajatin und Jana Pohl (Hg.): *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven*. Münster, 19-44.
- Demmerling, Christoph und Hilge Landweer (2007): *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart/Weimar.
- Dressel, Gert und Nikola Langreiter (2002): Nie Zeit, nie frei – Arbeit und Freizeit bei WissenschaftlerInnen. In: Sabine Gruber, Klara Löffler und Klaus Thien (Hg.): *Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. München-Wien, 119-136.
- Dressel, Gert, Anelia Kasabova und Nikola Langreiter (2005): Politik – wissenschaftliches Arbeiten – akademische Biographien. Brüche und Kontinuitäten. In: Klaus Roth (Hg.): *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie Wien, 24)*. Wien, 243-256.
- Engler, Steffani (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes. In: Beate Kraus (Hg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M.-New York, 121-151.
- Felt, Ulrike, Helga Nowotny und Klaus Taschwer (1995): *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung (= Reihe Campus Studium, 1086)*. Frankfurt/M.-New York.
- Felt, Ulrike (2003): Scientific Citizenship. Schlaglichter einer Diskussion. In: *Gegenworte*, Heft 11, 16-20.
- Fuchs, Martin und Eberhard Berg (1995, 2., Orig. 1993): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M., 11-108.
- Giegel, Hans-Joachim (1995): Strukturmerkmale einer Erfolgskarriere. In: Wolfgang Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen, 213-231.
- Ginzburg, Carlo (1993, Orig. 1976): *Der Käse und die Würmer: Die Welt eines Müllers um 1600*. Berlin.
- Hasenjürgen, Brigitte (1996): *Soziale Macht im Wissenschaftsspiel: SozialwissenschaftlerInnen und FrauenforscherInnen an der Hochschule*. Münster.
- Hettlage, Robert (2002): Generative Glückserfahrungen: Biographien, Kohorten und Mentalitäten. In: Alfred Bellebaum (Hg.): *Glücksforschung: Eine Bestandsaufnahme*. Konstanz, 129-156.

- Holland-Cunz, Barbara (2005): Die Regierung des Wissens. Wissenschaft, Politik und Geschlecht in der „Wissensgesellschaft“. Opladen.
- Kasabova, Anelia: Politics – Gender – Habitus: Anthropology as a Profession. In: Vintila Mihailescu, Ilija Iliev und Slobodan Naumovic (Hg.): Studying Peoples in the People's Democracies II (=Socialist Era Anthropology in South-East Europe, 17). Münster (im Druck).
- Kohli, Martin (1981): „Von uns selbst schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 1. Frankfurt/M., 428-465.
- Landwehr, Achim (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse (= Historische Einführungen, 8). Tübingen.
- Lexikon der Philosophie. Unter: <http://phillex.de/zufall.htm>; Zugriff: 29.1.2003.
- List, Elisabeth (1987): Helden im Wissenschaftsspiel. Geschlechtsspezifische Implikationen der Wissenschaftskultur. In: Beate Frakele, Elisabeth List und Gertrude Pauritsch (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Wien, 18-33.
- Mazenauer, Beat: Fingerzeige des Zufalls. Die Serendipity-Galaxis oder was die drei Prinzen aus Sri Lanka im digitalen Zeitalter zu finden hoffen. Unter: <http://www.kultur.at/kunst/raum/text01/raum003.rtf>; Zugriff: 9.2.2003, 1-8 (Orig. Basler Zeitung, 23. Juni 2001).
- Müller, Philipp (2004): Geschichte machen. Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht. In: Historische Anthropologie, Jg. 12, Heft 3, 415-433.
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS, Jg. 7, 46-63.
- Ricœur, Paul (1986): Zufall und Vernunft in der Geschichte. Tübingen.
- Schmeiser, Martin (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung. Stuttgart.
- Schultheis, Franz und Michael Vester (2002): Soziologie als Beruf. Hommage an Pierre Bourdieu. In: Literatur, Beilage zu Mittelweg 36, Nr. 5, Oktober/November, 41-58.
- Sieder, Reinhard (1999): Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen (= Kultur als Praxis, 1). Wien, 234-265.
- Simon, Dieter (2004): Editorial. In: Gegenworte. Hefte für den Disput über Wissen, Heft 14, Lebensläufe – Laufbahnen, 2 f.
- Strasser, Sabine (1998): Theoretische Überlegungen. In: dies. und Eva Schliesselberger: In den Fußstapfen der Pallas Athene? Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring von unterpräsentierten WissenschaftlerInnen-Gruppen im universitären Feld. Wien, 15-56.
- Strasser, Sabine und Eva Schliesselberger (2000): Integration oder Abhängigkeit? Zur Ambivalenz von Mentoring als politische Praxis in der Wissenschaft. In: Julie Page und Regula Leemann (Hg.): Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung. Bern, 13-25.
- Tölke, Angelika (2000): Private Lebenssituation und Karriereentwicklung in männlichen Biographien. In: Hans Bosse und Vera King (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt/M.-New York, 139-154.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf (1917/1919). Max Weber Gesamtausgabe, hg. v. Horst Baier u. a., Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 17. Tübingen 1992, 71-111.
- Zirfas, Jörg (1993): Präsenz und Ewigkeit. Eine Anthropologie des Glücks (= Reihe Historische Anthropologie, 21). Berlin.
- Zirfas, Jörg (1997): Glück. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim: Beltz, 812-821.